



Einblicke 2011

Innovative Projekte der Caritas
im Erzbistum Paderborn

Caritasverband
für das Erzbistum
Paderborn e.V.



Inhalt

Impressum	Caritas-Jahreskampagne „Armut macht krank“	4	„Hallo, ich bin Gudrun. Mich gibt es jetzt.“ Street Care des SKM Lippstadt kümmert sich um die Gesundheit von Leuten auf der Straße
Einblicke 2011			
Innovative Projekte der Caritas im Erzbistum Paderborn	Menschen mit Behinderung	8	Zwischen Arbeit und Ruhestand Bei ZWAR in Olsberg sind Ruheständler mit und ohne Behinderung gemeinsam aktiv
Beilage zum Jahresbericht 2011 des Caritasverbandes für das Erzbistum Paderborn e. V.	Altenhilfe	10	Gute Nachbarschaft inklusive Wohnquartier TegelBogen in Paderborn
Redaktion Jürgen Sauer, Markus Jonas; Fachstelle Grundsatzfragen und Öffentlichkeitsarbeit			
Herausgeber Caritasverband für das Erzbistum Paderborn e. V. Am Stadelhof 15 33098 Paderborn Telefon 05251 209-0 www.caritas-paderborn.de	Schuldnerberatung	12	Wo die Hauptamtlichen passen müssen Patenprojekt des SKM Dortmund sorgt für langfristige Begleitung von Schuldnern
Realisation Mues + Schrewe GmbH, Warstein	Armut	14	Wenn Schulmaterialien unbezahlbar scheinen Die Caritas-Konferenzen in Menden helfen Kindern aus finanziell schwachen Familien
Zum Titelbild Vorlesen in der Tagespflege St. Gertrud. Die Einrichtung des Caritas-Verbandes Paderborn ist Bestandteil des neuen Wohnquartiers TegelBogen in der Domstadt. Jung und Alt, Pflegebedürftige und Gesunde führt dieses innovative Projekt zusammen. (Foto: Flüter)			
		16	Immer erreichbar Bielefeld: Stadtteilmütter stärken Familien im sozialen Brennpunkt
	Integration und Migration	18	Gegen Misstrauen und Ablehnung Der Caritasverband Dortmund hilft Zuwanderern aus Bulgarien
		22	Caritas in der Moschee Werl: Caritasverband kooperiert für neue Kontaktstelle mit muslimischer Gemeinde
	Lebens- und Trauerbegleitung	24	Sich vom Leben wieder berühren lassen Lebens- und Trauerbegleitung im Caritasverband Paderborn
		26	Regenbogenkinder Lebensfreude und Trauer liegen nah beieinander
	Erziehungshilfe	28	Eigene Grenzen austesten Jugendliche Bewohner des Strüverhofes in Hamm pilgerten auf dem Jakobsweg
	Kath. Schwangerschaftsberatung	32	Damit das Lächeln zurückkehrt Entwicklungspsychologische Beratung beim SkF Paderborn
	Ehrenamt	34	Ausweg aus Scham und Unsicherheit Der Kreuzbund hilft Suchtkranken und ihren Angehörigen

Ein Wort zuvor



Liebe Leserin, lieber Leser,

annähernd 900 000 Menschen betreuen die mehr als 1 800 Einrichtungen und Dienste der verbandlichen Caritas im Erzbistum Paderborn. Zahlen wie diese mögen beeindruckend sein, erfassen aber nicht das Wesentliche unserer caritativen Arbeit. Während wir uns im Jahresbericht „Akzente“ fachlichen Fragen aus Sicht eines Caritas-Spitzenverbandes stellen, widmen wir uns in dieser Beilage „Einblicke“ dem Einzelschicksal, der konkreten Notlage, in die Menschen geraten und in der sie Hilfe suchen.

Da ist die Mutter, deren Kind tödlich verunglückt ist, die Jugendliche, die den Halt im Leben verloren hat, oder der Mann, der vor den Belastungen des Berufs in den Alkohol flieht. In unzähligen Situationen des Lebens sind die Hilfe und Beratung der Caritas-Dienste und -Einrichtungen gefragt. Einen Querschnitt daraus vorzustellen, ist das Anliegen dieser nunmehr zum zweiten Mal dem Jahresbericht beiliegenden Publikation. Der Schwerpunkt liegt dabei auf neuartigen Hilfen, innovativen Projekten, mit denen die Caritas auf neue Probleme und Nöte reagiert.

Etwa in Lippstadt, wo sich eine Krankenschwester des SKM Menschen widmet, die es offiziell gar nicht geben dürfte, Menschen, die aufgrund von Suchtproblemen oder psychischen Erkrankungen den Kontakt zur Gesellschaft abgebrochen haben und auf der Straße leben. Selbst nach Hilfe zu suchen, haben sie aufgegeben. Hilfe, die zu ihnen kommt, nehmen sie aber gern an.

Oder im Norden Dortmunds, wo der stetige Zuzug von Roma aus Bulgarien und Rumänien für Unruhe bei den etablierten Zuwanderern sorgt. Das gegenseitige Misstrauen abbauen, für Verständnis werben, Probleme benennen und Lösungen suchen – darum bemüht sich die Integrationsagentur des örtlichen Caritasverbandes. Die Erfahrungen der Mitarbeiter sammelt der Diözesan-Caritasverband und gibt sie an die politischen Entscheidungsträger weiter.

Die in diesem Heft vorgestellten Projekte sind nur ein kleiner Ausschnitt der vielfältigen Arbeit, die in den Einrichtungen und Diensten von mehr als 700 Trägern in unserem Erzbistum geleistet wird. Diese Arbeit umfassend und vollständig darzustellen, würde jeden Rahmen sprengen. Deshalb möchte ich gerade denjenigen an dieser Stelle besonders danken, deren Arbeit und Engagement noch nicht gewürdigt wurden, deren Einsatz aber das Wesen von Caritas ausmacht.

Josef Lüttig, Diözesan-Caritasdirektor

„Hallo, ich bin Gudrun. Mich gibt es jetzt.“

Street Care des SKM Lippstadt kümmert sich um die Gesundheit von Leuten auf der Straße

Ich weiß auch nicht, warum, aber die Leute auf der Straße akzeptieren mich“, sagt Gudrun Henkemeier. Die gelernte Psychiatrie-Krankenschwester baut seit Jahresbeginn das Projekt Street Care des Sozialdienstes Katholischer Männer (SKM) in Lippstadt auf. Ein Novum ist, dass sie mit dem Fahrrad durch die Stadt fährt, um ihre Klienten, die „Leute auf der Straße“, aufzusuchen und sie gesundheitlich zu betreuen. „Mit dem Auto kommt man so schlecht unter die Brücken“, meint die Helferin lächelnd. Wenn von den „Leuten auf der Straße“ die Rede ist, sind neben den

klassischen „Tippelbrüdern“ auch Menschen gemeint, die durch Alkohol, Drogen oder psychische Erkrankungen aus der gesellschaftlichen Normalität gefallen sind.

Seit rund einem Vierteljahr ist Schwester Gudrun regelmäßig unterwegs zu den verschiedenen Plätzen in Lippstadt, an denen sich die unterschiedlichen Gruppen ihrer Klientel treffen. Um eine homogene Gruppe handele es sich bei den sogenannten Obdachlosen nämlich keinesfalls. Untereinander pflegen die verschiedenen Gruppen keinen Kontakt, hat sie beobach-

tet. Rund 30 bis 40 Obdachlose halten sich nach ihrer Schätzung durchschnittlich in Lippstadt auf. „Offiziell gibt es diese Menschen in Lippstadt überhaupt nicht. Aber natürlich sind sie da“, sagt Gabriele Leifels, Geschäftsführerin des SKM in Lippstadt und Mitinitiatorin von Street Care. Studien hätten aber nachgewiesen, dass wohnungslose Menschen in besonderer Weise gesundheitlichen Risiken ausgesetzt seien, bei ihnen aber auf der anderen Seite auch besonders hohe Hemmschwellen zur Wahrnehmung einer medizinischen Versorgung bestünden.



Gründe wie Angst, Scham, zu wenig Kraft, bürokratische Hindernisse, mangelnde Wartezimmerfähigkeit oder einfach nur die Angst vor Erfassung verhindern bei vielen Wohnungslosen den Zugang zur medizinischen Versorgung – ebenso wie die Praxisgebühr oder die Zuzahlung bei Medikamenten. So kam sie auf die Idee, die herkömmliche „Komm-Struktur“ durch eine „Geh-Struktur“ im Sinne aufsuchender Hilfe zu ersetzen, sagt die Sozialarbeiterin Leifels. Eine Möglichkeit zur Kontaktaufnahme zu den Menschen bestehe dadurch, dass der SKM seit vielen Jahren traditioneller Anlaufpunkt für Obdachlose sei. Dort wird unter anderem der Tagessatz in Höhe von 11,20 Euro ausbezahlt. Außerdem stehen Annehmlichkeiten wie ein Aufenthaltsraum, eine Dusche oder Waschmaschine zur Verfügung.

Um weitere Kontakte zu knüpfen, ist Gudrun Henkemeier einfach mal mit dem Fahrrad und den Erste-Hilfe-Taschen durch die Stadt gefahren. „Anfangs hatte ich mal daran gedacht, mir ein Blaulicht auf den Kopf zu setzen“, sagt die Lippstädterin scherzhaft. Stattdessen hat sie sich das SKM-Logo auf den Parka genäht. Erste Gesprächskontakte ergaben sich schnell, entweder in der Fußgängerzone beim Betteln oder an den Treffpunkten. „Hallo, ich bin Gudrun. Mich gibt es jetzt“, stellte sie sich potenziellen Kunden vor. Entgegen ihrer Befürchtung freuten sich die so Angesprochenen über ihr Interesse. Dabei sei es aber immer wichtig gewesen, klarzustellen, dass sie von keiner Behörde oder sonstigen „Stelle“ komme, sagt Gudrun Henkemeier. Das habe sich dann schnell herumgesprochen. Inzwischen hat sich der Eindruck verfestigt: „Die tut

Links Eine Mitarbeiterin des SKM zahlt an der „Klappe“ das Tagesgeld an einen Obdachlosen aus. Der Raum hinter der „Klappe“ dient Gudrun Henkemeier auch als Büro.

Mitte Gabriele Leifels (l.), Geschäftsführerin des SKM in Lippstadt, und Gudrun Henkemeier haben das Projekt Street Care gemeinsam aus der Taufe gehoben.

Rechts Um sich kenntlich zu machen, hat sich Gudrun Henkemeier das Logo des SKM an den Ärmel ihres Parkas genäht. (Fotos: Vieler)



Oben Für den Fall, dass einer ihrer Klienten in ein Krankenhaus eingewiesen wird, hat Gudrun Henkemeier in ihrem Büro immer einen gepackten Wäschekoffer parat.

Rechts Gudrun Henkemeier (Fotos: Vieler)

uns nichts.“ Warum sie Menschen überreden müsse, sich helfen und ihre Leiden behandeln zu lassen, erklärt sich Schwester Gudrun so: „Diese Menschen haben Problemlösungsstrukturen entwickelt, die nicht mit der bürgerlichen Gesellschaft systemkonform sind.“ So ignorierten sie einfach die Anzeichen der Krankheiten. Meist seien dies ein schlechter Zahnzustand, Hepatitis C oder unbehandelte Wunden. Der Trieb des bürgerlichen Menschen, sein Dasein angenehmer zu gestalten, werde dort von anderen Triebfaktoren überlagert. Daher sei es ihre vordringliche Aufgabe, die kranken Menschen zurück ins Hilfesystem zu führen. Frauen, von denen es auf der Straße zwar weniger gebe als Männer, nähmen da eher Hilfe an. Auch Kinder und Jugendliche „auf Trebe“ seien eher für ihre Hilfsangebote empfänglich.

Inzwischen hat Gudrun Henkemeier ein Netzwerk aufgebaut, um die Zugangsschwellen so niedrig wie möglich zu halten. Dennoch passten die verschiedenen Welten einfach nicht zusammen. Auch wenn die meisten Obdachlosen inzwischen per Handy erreichbar seien, hätten sie dann schon mal alle Papiere verloren oder erschienen nicht zu Anschlussbehandlungen, erzählt die 48-Jährige von den Grenzbereichen ihrer Tätigkeit zur Sozialarbeit. Für „Nicht-Systemkonforme“ tun sich

eben viele kleine bürokratische Fallen auf. Beim „ultimativen Camping“, wie sie das Leben auf der Straße beschreibt, gebe es nun mal keinen Platz für Aktenordner oder Ähnliches.

Daher sei im Vorfeld auch die Einbeziehung vieler Einrichtungen in ihre Arbeit notwendig gewesen, um einiges unbürokratisch lösen zu können: Ärzte, Krankenhäuser, Apotheken, Polizei, Gesundheitsamt oder die Stadtwache. Um vorhandene Strukturen noch weiter umgehen zu können, träumt Gudrun Henkemeier von der Behandlung ihrer Klienten durch einen Arzt in ihrem Büro, wo schon eine Behandlungsliege steht. So etwas gebe es schon in den großen Städten. „Warum soll es eine solche Art von Street Care nicht auch auf dem Lande geben, wenn es die Behandlung zulässt?“, fragt sie sich.

Dennoch findet die engagierte und couragierte Frau ihren derzeitigen wöchentlichen 10-Stunden-Einsatz „spannend und superschön“. Sie ist gern auf der Straße und möchte noch viele schöne Erfahrungen sammeln – wie neulich mit Werner S., der sich bei seiner Helferin bedankte – mit einer Wurst von der „Weka“, der typischen Lippstädter Bratwurstbude.

Gerd Vieler



Zwischen Arbeit und Ruhestand

Bei ZWAR in Olsberg sind Ruheständler mit und ohne Behinderung gemeinsam aktiv

Rentner haben keine Zeit.“ – Wer Werner Schwering telefonisch erreichen möchte, wird schnell feststellen, dass an diesem alten Spruch viel Wahres dran ist. Aktiv bleiben, die freie Zeit nach dem Arbeitsleben sinnvoll nutzen, sich engagieren: Dem Erzieher im Ruhestand aus Olsberg ist das wichtig. Viele andere Menschen im Alter „60 plus“ haben den gleichen Wunsch. In Olsberg im Hochsauerlandkreis gibt es

seit drei Jahren ein besonderes Angebot für sie: die sogenannte ZWAR-Gruppe. Rund 40 Frauen und Männer nehmen regelmäßig an ihren Aktivitäten teil.

ZWAR ist die Abkürzung für „Zwischen Arbeit und Ruhestand“. In Nordrhein-Westfalen gibt es in 50 Städten insgesamt knapp 130 solcher Gruppen. Die Olsberger Gruppe ist eine besondere, sogar eine in

Schon heute haben in Deutschland elf Prozent der Menschen mit Behinderung diese Lebensphase erreicht. In wenigen Jahren werden es rund 50 Prozent sein. „Die meisten Reha-Einrichtungen sind auf die wachsende Zahl älterer behinderter Menschen konzeptionell nicht ausreichend vorbereitet“, weiß Hubert Vornholt, Geschäftsführer des Josefsheims. Zusammen mit der Stadt Olsberg brachte das Josefsheim

ländliche Sauerland, das durch die Abwanderung des Nachwuchses in Städte noch verschärft wird. Als beratender Partner war die ZWAR-Zentralstelle NRW mit Sitz in Dortmund dabei. „Das Alter ist heute ein aktiver Lebensabschnitt“, sagt Paul Stanjek, Fachberater bei der ZWAR-Zentralstelle. „ZWAR-Netzwerke gehen von dem Grundsatz aus, dass jeder Experte für sein Leben ist. Im Mittelpunkt steht der Aufbau tragfähiger sozialer Beziehungen.“

Im Frühjahr 2009 wurde die Olsberger ZWAR-Gruppe gegründet. 100 Interessenten kamen damals zur Gründungsveranstaltung. Eine Mitarbeiterin des Josefsheims und ein Mitarbeiter der Stadt Olsberg begleiteten die Gruppe zwei Jahre lang als Moderatoren. Seit einem Jahr ist die Gruppe selbstständig. 14-täglich findet das sogenannte Basisgruppentreffen

Im vergangenen Jahr waren die Olsberger ZWARler sehr aktiv. Es gab regelmäßige Aktivitäten wie den Spielenachmittag, das Kegeln, eine Strickgruppe oder das allmonatliche gemeinsame Frühstück, vor allem aber viele spontane und einmalige Aktionen: den Besuch eines Biogartens, eine Wanderung mit Einkehr in einer Hütte, eine Brauereibesichtigung, einen Museumsbesuch, einen Spaziergang in der renaturierten Ruhraue in Bigge oder ein Kartoffelbraten. Beim gemeinsamen Kochen ging es um die Frage, wer das preisgünstigste Drei-Gänge-Menü kocht. Der „Rekord“ lag bei 3,70 Euro für Suppe, Hauptspeise und Dessert. Außerdem stellte die ZWAR-Gruppe Sauerkraut selbst her – ein Handwerk, das heute nur noch wenige Menschen beherrschen.

ZWAR ist kein Verein, kostet keinen Mitgliedsbeitrag und ist immer offen für neue

Die Stadt Olsberg hatte beim Start des Projekts gehofft, dass sich aus den Aktivitäten auch bürgerschaftliches Engagement entwickeln würde, wie das bei ZWAR-Gruppen in anderen Städten der Fall ist. Anfragen gibt es bereits. So könnten sich die aktiven Ruheständler zum Beispiel in der offenen Ganztagschule in Olsberg oder im Familienzentrum in Bigge engagieren. „Hier fehlt uns noch der zündende Funke“, stellt Werner Schwering fest. Eine Aussage, die aber durchaus hoffen lässt, dass aus der Glut auch hier bald ein Feuer wird.

Mario Polzer



Links Ausflug in die Ruhraue: Unter fachkundiger Leitung machte die Olsberger ZWAR-Gruppe eine Exkursion zur renaturierten Ruhr in Bigge. (Fotos: Polzer)

ganz Europa einmalige: Hier werden Menschen mit und ohne Behinderung gemeinsam aktiv. Dass dies ausgerechnet in Olsberg passiert, ist kein Zufall. Hier hat das Josefsheim Bigge seinen Sitz, ein Dienstleister für Menschen mit Körper-, Lern- und Sinnesbehinderungen. Die Werkstatt des Josefsheims bietet rund 350 Menschen mit Behinderung Arbeitsplätze. Dank des medizinischen Fortschritts erreichen viele von ihnen heute das Rentenalter – und gehören damit einer Personengruppe an, die schon bald eine große politische und gesellschaftliche Herausforderung darstellen wird.



deshalb Anfang 2009 ein Projekt auf den Weg. Menschen mit und ohne Behinderung gestalten gemeinsam den Übergang vom Arbeitsleben in den Ruhestand. Folgerichtig hieß dieses Projekt: „Gemeinsam älter werden in Olsberg“. Die „European Platform for Rehabilitation“ zeichnete es 2009 mit ihrem Innovationspreis aus.

Auch für die Stadt Olsberg ist der demografische Wandel ein großes Thema. Schon im Jahr 2025 wird die Zahl der Menschen über 80 Jahre um 70 Prozent zugenommen haben. Dem stehen immer weniger junge Menschen gegenüber – ein Problem besonders für das

im Pfarrheim der katholischen Kirchengemeinde St. Martin, Bigge, statt. „Hier planen wir unsere Aktivitäten“, erläutert Werner Schwering. Seit die Moderatoren die Gruppe verlassen haben, wechseln sich die Teilnehmer bei der Leitung der Treffen ab. „Eine Herausforderung, an die wir uns erst gewöhnen mussten. Es gibt keinen Vorsitzenden und keinen Chef. Ab und zu drohte der rote Faden verloren zu gehen“, gibt Schwering zu. Um die Aktiven zu unterstützen, bietet die ZWAR-Zentralstelle zu diesem und anderen Themen des Gruppenlebens einen ganzen Katalog von Fortbildungen an.



Teilnehmer. Das Miteinander von Menschen mit und ohne Behinderung funktioniert gut, sagen die Aktiven, die im Laufe der vergangenen drei Jahre gelernt haben, aufeinander Rücksicht zu nehmen. Schwierig wird es dennoch, wenn Menschen mit Behinderung Pflege benötigen. „Damit sind wir überfordert“, stellt Werner Schwering ganz klar fest. Ein weiteres Hemmnis ist bisweilen die Mobilität: Nicht immer haben Menschen mit Behinderung uneingeschränkt Zugang zu Bus und Bahn oder zu öffentlichen Gebäuden – ein Problem, dem sich nicht nur die ZWAR-Gruppe ausgesetzt sieht.

Mitte Gut vorbereitet in die Selbstständigkeit: Die ZWAR-Zentralstelle bietet für die Teilnehmer eine Reihe von Seminaren an, unter anderem zur Moderation der Gruppentreffen.

Rechts Gemeinsam am Lagerfeuer: Ein Kartoffelbraten im Herbst gehört im Sauerland einfach dazu.



Kaffeetisch in der Wohngemeinschaft. Einige Bewohner aus der Wohngemeinschaft waren schon vorher Mieter des Spar- und Bauvereins Paderborn. Dank WG können sie auch bei Pflegebedürftigkeit weiter selbstbestimmt wohnen. (Foto: Flüter)

Gute Nachbarschaft inklusive

Wohnquartier TegelBogen in Paderborn

Um diese Wohngemeinschaft würde jeder Student die neun Senioren beneiden, die hier wohnen: Jeder Mitbewohner hat ein 24 Quadratmeter großes Zimmer mit Bad und ebenerdiger Dusche. Zwei große Gemeinschaftsräume mit Küche, Ess- und Wohnzimmer bieten viel Platz. Außerdem gibt es noch einen Hauswirtschaftsraum und ein separates Badezimmer mit Pflegebad sowie eine Terrasse. Und das alles auf 380 Quadratmetern.

Die Wohngemeinschaft ist Teil des Wohnquartiers TegelBogen in Paderborn. Elf Millionen Euro hat der Spar- und Bauverein Paderborn eG in die Wohnanlage investiert, alten Wohnbestand renoviert und 70 neue Wohnungen barrierearm errichtet. Dabei hat die Wohnungsbau-genossenschaft ein Konzept für Mehrgenerationenwohnen umgesetzt, das in enger

Zusammenarbeit mit dem Caritasverband Paderborn entstand. Gleich drei Einrichtungen der Caritas sind im Wohnquartier präsent. Neben der Wohngemeinschaft ist das Tagespflegehaus St. Gertrud eingezogen. Einige Meter weiter befindet sich das Büro der Sozialstation St. Liborius II.

Die Rundumversorgung ist garantiert. Für Thorsten Mertens, Vorstandssprecher des Spar- und Bauvereins Paderborn, liegen die Vorteile auf der Hand: „Wir wollen, dass unsere Mieter so lange wie möglich selbstbestimmt in ihrer Wohnung leben können“, sagt er. „Die unterstützenden Angebote helfen uns dabei.“

Das Konzept hat sich im Alltag bewährt. Drei Mieter des Spar- und Bauvereins sind bereits in die Wohngemeinschaft umgezogen. In der WG steht ihnen 24 Stunden am

Tag ein Mitarbeiter der Caritas zur Seite. So können sie weiter selbstständig in ihrem alten Wohnviertel leben. Die Alternative wäre ein Altenheim gewesen.

Nebenan, im Tagespflegehaus St. Gertrud, herrscht tagsüber reges Treiben. Knapp anderthalb Jahre nach der Eröffnung im Dezember 2011 ist die Tagespflege so gut wie ausgebucht. Auch hier nehmen Mieter aus dem TegelBogen das unterstützende Angebot wahr. „Fünf Bewohner kommen regelmäßig zu uns“, sagt der Altenpfleger Thomas Mersch, der St. Gertrud leitet. „In einem Fall sogar ein Ehepaar, das in der eigenen Wohnung noch gut zurechtkommt, tagsüber aber Unterstützung braucht.“

Selbst in den Abendstunden, wenn sie eigentlich geschlossen ist, hat die Tagespflege hin und wieder Besuch. Der Verein „Wohnsinn e. V.“, der die soziale Nachbarschaft im TegelBogen fördert, trifft sich hier oder lädt zu Spieleabenden in die Tagespflege ein.

„Das ist ein Geben und Nehmen“, sagt Thomas Mersch, „auch wir erhalten ständig alle möglichen Gefälligkeiten.“ Mal werden neue Sitzmöbel oder Bilder ge-

spendet, dann stellen Nachbarn aus dem Wohnprojekt unentgeltlich Therapiematerial zur Verfügung. Ehrenamtliche Helfer aus dem TegelBogen gehören zum Alltag in St. Gertrud. Sie gestalten Singnachmittage oder Konzerte.

Der TegelBogen ist ein großer Wohnkomplex mit insgesamt 174 Wohnungen unweit der Paderborn Altstadt. Im Herzen der Anlage liegt ein großer Park. Auf den Wegen, die ihn durchziehen, können auch Rollstühle fahren. Hier gehen die Tagespflegegäste spazieren. Auf den geschützten Wegen können sie problemlos den nahen Supermarkt erreichen. „Wir fühlen uns hier wohl“, sagt Thomas Mersch.

Die gute Auslastung von St. Gertrud erklärt sich zum Teil aus der Nachbarschaft mit der Sozialstation St. Liborius II. Deren Mitarbeiter empfehlen bei ihren Einsätzen die Tagespflege, wenn sie sehen, dass ihren Patienten Unterstützung oder ein wenig mehr Gemeinschaft guttun würde. Auch andersrum funktioniert die Zusammenarbeit. „Das ist immer dann, wenn wir merken, dass ein Gast zu Hause Betreuung braucht“, sagt Thomas Mersch.

Noch intensiver ist die Zusammenarbeit der Sozialstation mit der Wohngemeinschaft. Die Betreuung und Pflege der Bewohner werden durch den Caritas-Pflegedienst geleistet. Das Prinzip ist das gleiche wie in allen ambulant betreuten Wohngemeinschaften, an denen der Caritasverband Paderborn beteiligt ist: Pflege und Betreuung durch die Caritas unabhängig vom Mietverhältnis. „Die WG-Bewohner im TegelBogen sind Mieter des Spar- und Bauvereins Paderborn“, sagt Margit Adams, Koordinatorin für die ambulant betreuten Wohngemeinschaften.

Die WG ist gut in das Wohnquartier integriert. „Wenn die Bewohner zu einem Ausflug aufbrechen, helfen Angehörige und Bekannte“, sagt Margit Adams. Im Februar ging es zum Seniorenkarneval und einige Wochen später zum Ballett „Schwanensee“ in die nahe gelegene Paderhalle. Nachbarn aus dem TegelBogen kommen regelmäßig zu Besuch und erledigen auch schon mal kleinere Gefälligkeiten. „Das müssen wir gar nicht groß planen“, sagt Margit Adams. „Das ist unter guten Nachbarn einfach so.“

Karl-Martin Flüter

Vom Pionier zum Vorbild

Betreute Wohngemeinschaften im Caritasverband Paderborn

Schon jetzt betreibt der Caritasverband Paderborn drei Wohngemeinschaften mit 27 Bewohnern, die rund um die Uhr versorgt sind, sowie ein Wohnprojekt in der Paderborner Südstadt, das Wohnen mit Service für sechs Senioren anbietet.

Die ersten Wohngemeinschaften gründete die Paderborner Caritas bereits vor mehr als einem Jahrzehnt – damals als umstrittener Pionier. „Wir haben uns trotz vieler Bedenken durchgesetzt“, sagt Hans-Werner Hüwel, Caritas-Bereichsleiter für Pflege und Gesundheit. Den Erfolg dieser Beharrlichkeit kann er heute überall beobachten. Der Caritasverband Paderborn hat Standards für die vielen Senioren-WGs gesetzt, die allorten entstehen.

Mit dem TegelBogen ist die Caritas wieder einen Schritt weiter gegangen. „Solche großen Wohnprojekte brauchen finanz-

starke Partner und einen langen Atem bis zur Realisierung“, weiß Hüwel aus eigener Erfahrung. Thorsten Mertens, Vorstandssprecher des Spar- und Bauvereins Paderborn eG, ist von der langfristigen Rentabilität des Projekts überzeugt: „Investitionen in gute Sozialbeziehungen sind krisensicher und lohnen sich immer.“

Im Spar- und Bauverein Paderborn hat der Caritasverband Paderborn den richtigen Partner gefunden. Dort hat man die neuen Marktchancen erkannt. Der Caritasverband und der Spar- und Bauverein Paderborn bereiten bereits das nächste Kooperationsprojekt vor, diesmal im Paderborner Stadtteil Wewer. Auch im Stadtteil Neuenbeken ist eine solche Anlage in Planung. Dort ist ein freier Bauträger Partner der Caritas.

Karl-Martin Flüter



Die neuen Häuser im TegelBogen an der Hermannstraße: Im linken Erdgeschoss befindet sich die Tagespflege St. Gertrud, im hinteren Teil die betreute Wohngemeinschaft. In den Vorbau auf der Ecke vorn ist das Büro der Sozialstation Liborius II eingezogen. (Foto: Flüter)

Wo die Hauptamtlichen passen müssen

Patenprojekt des SKM Dortmund sorgt für langfristige Begleitung von Schuldnern

Einen Berg Schulden auf der einen Seite, kaum eine Chance auf einen Arbeitsplatz auf der anderen: Svenja W. (Name geändert) stand Ende 2009 vor einem Scherbenhaufen. Mit ihrem Mann und ihren zwei Kindern lebte sie von Hartz IV.

Eine Alternative dazu schien es nicht zu geben. Knapp zwei Jahre später hat die 27-jährige Dortmunderin für sich und ihre Familie wieder eine Perspektive. Denn sie hat mittlerweile Arbeit gefunden. „Und meine Schulden bekomme ich auch in den Griff“, ist die junge Frau optimistisch. Eines allerdings gibt sie zu, wenn sie auf die vergangenen Monate und die Erfolge zurückblickt: „Wenn Friedhelm nicht gewesen wäre – allein hätte ich das niemals geschafft!“

Friedhelm Hoffmann vom Projekt „Vertrauen lernen – Perspektiven finden“ des Katholischen Vereins für Soziale Dienste (SKM) in Dortmund begleitete sie ehrenamtlich auf ihrem Weg in ein neues Leben. Der 63-Jährige gab Svenja W. die Unterstützung, die sie brauchte, aber nirgendwo fand: „Ich kann ihn jederzeit anrufen, wenn ich Sorgen oder Probleme habe.“

Da weiterhelfen, wo die hauptamtlichen Mitarbeiter passen müssen: So lässt sich die Idee hinter dem Patenprojekt des SKM zusammenfassen. „Bei der Schuldner- und Insolvenzberatung sind uns enge Grenzen gesetzt“, erläutert Karin Müller, Schuldnerberaterin des SKM, das Dilemma, in dem sie und ihre Kollegen immer wieder stecken. „Hinter den finanziellen Schwierigkeiten der Klienten verbirgt sich häufig ein ganzer Berg von weiteren ganz unterschiedlichen Problemen, die im Rahmen der Termine einfach nicht alle zu klären sind.“

Statt die Klienten damit alleinzulassen, greifen an dieser Stelle die ehrenamtlichen



Paten ein. Menschen wie Friedhelm Hoffmann aus Witten. Sie bringen Lebenserfahrung mit. Und sie geben nicht sofort auf, wenn es etwa bei der ARGE heißt: „Dafür sind wir nicht zuständig!“ Friedhelm Hoffmann: „Solche Sätze wecken meinen Ehrgeiz. Wer sich davon ins Bockshorn jagen lässt, ist bei Sachbearbeitern schnell mit seinem Latein am Ende.“

Zum reinen Nichtstun sei er noch ein bisschen zu fit, bringt der Schulleiter im Vorruhestand seine Motivation für eine Patenschaft auf den Punkt. An Bürokratie ist er gewöhnt, und mit Behörden kann er umgehen: „Hartnäckig sein und nicht aufgeben, das habe ich in meinem Berufsleben gelernt.“ Dazu kommt seine Erfahrung als Pädagoge. Sicherlich auch ein Grund, warum Svenja W. mit seiner Unterstützung in den vergangenen beiden Jahren so viel erreicht hat.

Dass ihr jemand zur Seite stand, einen Rat gab oder sie bei einem Behördengang begleitete – für die zweifache Mutter war das eine völlig neue Erfahrung. Unterstützung durch die Eltern kannte sie so gut wie gar nicht. „Ich war immer auf mich allein gestellt, weder mein Vater noch meine Mutter interessierten sich dafür, was ich mache“, blickt sie auf ein Familienleben zurück, das keines war. Niemals eine Orientierungshilfe, stattdessen Desinteresse – nicht zuletzt aus diesem Grund, meint die heute 27-Jährige, begann ihre „Schuldenkarriere“ schon mit 16 Jahren: „Meinen Dispo habe ich sofort überzogen, und das ist immer so geblieben.“

Irgendwann lief alles aus dem Ruder, die unbezahlten Rechnungen stapelten sich. Svenja W. und ihr Mann, der aus Marokko

stammt, verloren den Überblick, öffneten die „verdächtigen“ Briefumschläge schließlich gar nicht mehr. Allein und auf sich gestellt, sahen sie keinen Ausweg aus dieser Misere. Die Gläubiger machten schließlich immer mehr Druck. Sorgen und Probleme einfach zu verdrängen, funktionierte schon lange nicht mehr. Bei einer Veranstaltung zur Schuldenprävention im Kindergarten kam die Dortmunderin schließlich mit der Schuldnerberatung des SKM in Kontakt. Nach den ersten Terminen entstand die Idee, Svenja W. einen Paten zur Seite zu stellen.

Friedhelm Hoffmann verschaffte sich einen Überblick über die Situation, nahm Kontakt zu den Gläubigern auf, vermittelte und moderierte. Erste Erfolge stellten sich ein. „Als Svenja merkte, dass doch nicht alles verloren war, wurde sie langsam wieder etwas zuversichtlicher“, erinnert sich Hoffmann an die erste Zeit des Kontaktes. Der erfah-



rene Pädagoge machte Mut und nahm die junge Frau im wahrsten Sinne des Wortes „bei der Hand“, wenn es darum ging, die eigenen Interessen zu vertreten. Auf der anderen Seite forderte er Svenja W. aber auch im Rahmen ihrer Möglichkeiten: „Funktionieren kann so eine Konstellation nur, wenn beide Seiten ihren Teil dazu beitragen.“ Schließlich gehe es weder darum, die jungen Menschen zu bevormunden, noch darum, ihnen alles Unangenehme abzunehmen. Auf dieser Basis wuchs ein wirkliches Vertrauensverhältnis zwischen den beiden.

Mit der Hilfe ihres Paten hat die junge Dortmunderin mittlerweile eine Arbeit als Altenpflegehelferin gefunden. „Ohne Friedhelm hätte ich wahrscheinlich beim ersten Rückschlag wieder aufgegeben“, vermutet sie. Der gibt das Kompliment prompt zurück: „Wenn Svenja motiviert ist, schafft sie vieles, was sie sich früher nie

zugetraut hätte.“ Aus den gemeinsamen Erfolgserlebnissen ziehen beide die Kraft, die es braucht, um weiter voranzukommen und nach Niederlagen, die es natürlich auch immer mal wieder gibt, nicht aufzugeben. Mittlerweile hat die junge Mutter so viel Selbstvertrauen gewonnen, dass sie vor Problemen nicht mehr davonläuft, sondern sie lieber mit der Unterstützung ihres Paten aus dem Weg räumt.

„Auf der persönlichen Ebene muss die Wellenlänge stimmen“, erläutert SKM-Geschäftsführer Alwin Buddenkotte eine „Grundvoraussetzung“ für eine erfolgreiche Patenschaft. Wenn die „Chemie“ zwischen den Beteiligten passe, könne gemeinsam unheimlich viel erreicht werden: „Dafür sind Svenja W. und Friedhelm Hoffmann geradezu ein Paradebeispiel!“

Andreas Wiedenhaus

Links Alwin Buddenkotte ist Geschäftsführer des SKM in Dortmund.

Rechts Der ehrenamtliche Pate Friedhelm Hoffmann und SKM-Schuldnerberaterin Karin Müller verhelfen überschuldeten Menschen zu einer neuen Perspektive. (Fotos: Wiedenhaus)

Wenn Schulmaterialien unbezahlbar scheinen

Die Caritas-Konferenzen in Menden helfen Kindern aus finanziell schwachen Familien

Mit der Einführung des Arbeitslosengeldes II ist die frühere Arbeitslosenhilfe auf Sozialhilfeniveau abgesenkt worden. Gleichzeitig wurden alle einmaligen Leistungen gestrichen, etwa Zuschüsse für eine neue Waschmaschine, für Bekleidung oder die Schulausstattung. Das bedeutet, dass für viele Familien oder Alleinerziehende mit schulpflichtigen Kindern der Beginn eines Schuljahres zu einer fast unbezahlbaren Angelegenheit wird.

Die Mitarbeiterinnen der Caritas-Konferenzen (CKD) in Menden sind in den letzten Jahren immer häufiger mit akuten familiären Notsituationen konfrontiert worden, die aus dem Schuljahresbeginn resultieren. Für Hefte, Stifte, Federetui, Turn- und Schwimmkleidung, Bastel- und Kopiergeld kommen schnell Beträge von 100 bis 200 Euro pro Kind zusammen, die vom Regelsatz nicht zu bestreiten sind. Die Haushaltskasse wird damit auf Monate hinaus belastet, was dann die Winterschuhe zur Utopie werden lässt.

Als die Caritas-Konferenzen der Stadt bemerkten, wie die Bildungschancen von Kindern und Jugendlichen unter der Sozialgesetzgebung litten, starteten sie 2008 eine Spendenaktion. In einem Spendenbrief an 400 Mendener Geschäftsleute baten die Konferenzen um solidarische Hilfe für Kinder und Jugendliche in der Stadt. Groß war auch die Bereitschaft von Mendener Bürgern, zu spenden oder eine Patenschaft für ein Kind zu übernehmen. Auch mit Unterstützung der örtlichen Presse kam eine größere Summe zusammen. Das Projekt konnte gestartet werden.

Mit Plakaten beim Jugendamt, bei der ARGE, in Schaukästen der Kirchen, Schulen und Kindergärten sowie mit Handzetteln wurden die Sprechzeiten und die Bedingungen für Hilfe – eine Prüfung der Einkommensverhältnisse – bekannt gegeben. In Zusammenarbeit mit der ARGE

war geklärt, dass nur Gutscheine für den Einkauf infrage kommen. Gegen Vorlage des Kassenbons für Schulmaterial konnte auch Bargeld ausbezahlt werden.

Die unerwartet große Resonanz auf die Hilfsaktion zum Schulstart war überwältigend – und gleichzeitig erschreckend. Mehr als 50 Familien mit fast 140 Kindern

nahmen an den beiden ersten Terminen die Unterstützung der Caritas-Konferenzen in Anspruch. Die Fragen der Hilfesuchenden beschränkten sich indes nicht nur auf Schulsachen, sondern auf eine Fülle weiterer Probleme: die kaputte Waschmaschine, die unerschwingliche Miete, der fehlende Eigenanteil für eine Mutter-Kind-Kur, Alkoholprobleme in der Familie oder die

teure Zahnsparregulierung, die mehrere Familien aufgrund fehlender Deutschkenntnisse unterschrieben hatten. Die Caritas-Konferenzen vermittelten viele Hilfesuchende an Fachverbände wie SKM und SKF, an die Sucht- und Drogenberatung und setzten sich auch mit Zahnärzten auseinander.

Die Geldreserven gingen bei diesem Ansturm schnell zu Ende. Doch aufgrund der Berichterstattung waren auch die politischen Parteien aufmerksam geworden und stellten nach einer Sondersitzung des Sozialausschusses der Stadt Geld für Familien in schwierigen Lebenssituationen zur Verfügung. Auch Mendener Banken unterstützten das Caritas-Projekt. Um Missbrauch vorzubeugen und Hilfen jederzeit nachweisen zu können, führen die Caritas-Konferenzen die Daten der Familien, die die Hilfe beanspruchen.

Ein besonderes Highlight der Aktion war eine 10.000-Euro-Spende der Dr.-Ippen-Stiftung der WAZ-Gruppe. Dieser Betrag war der Grundstein, um die Aktion im darauffolgenden Jahr zu wiederholen. Inzwischen ist das Projekt in der Stadt so etabliert, dass aus Anlass von Vereinsjubiläen und runden Geburtstagen einiges an Spenden zusammenkommt. Auch örtliche Firmen und viele Bürger stellen Geld zur Verfügung.

Im ersten Jahr der Aktion konnten insgesamt 387 Kinder und Jugendliche erreicht werden. 2010 und 2011 wurden jeweils 450 Kinder und Jugendliche aus finanziell schwachen Familien mit Schulmaterialien im Wert von rund 30 bis 35 Euro unterstützt. Im Durchschnitt suchen an den vier Tagen der Aktion etwa 150 bis 170 Familien die Hilfe der Caritas. Bei größeren finanziellen Problemen werden die entsprechenden Caritas-Konferenzen um weitere Unterstützung gebeten. Es ist auch guter Brauch geworden, dass Schulsozialarbeiter und Lehrer anfragen, wenn bei einem Kind „etwas fehlt“.

Elisabeth Adler

Rund 450 Kinder und Jugendliche erreicht das Schulstartprojekt der CKD Menden. (Foto: Heitmann)



Immer erreichbar

Bielefeld: Stadtteilmütter stärken Familien im sozialen Brennpunkt

Der Stadtteil Sieker hat in Bielefeld nicht das beste Image: In den 60er-Jahren als „urbane Großwohnsiedlung“ geplant, ereilte das Wohnquartier das Schicksal vieler Trabantenstädte: Die stolze Hochhaus-Siedlung stieg ab zum sozialen Brennpunkt. Die rund 5000 Bewohner haben überwiegend ausländische Wurzeln, deutschstämmige Familien sind inzwischen in der Minderheit. Wer kann, zieht weg. Dabei ist das Wohnen in Sieker gar nicht mal preiswert; zu den Grundmieten gesellen sich saftige Nebenkosten, ausgelöst durch ständige Reparaturen und Renovierungen an defekten Fahrstühlen oder von verschmutzten Hausfluren. Der soziale Wohnungsbau hat sich auch in Sieker weitgehend verabschiedet. Die meisten Wohnungen gehören inzwischen der GAGFAH, dem größten börsennotierten Wohnungsunternehmen in Deutschland.

Dank der Fördermittel des Programms „Soziale Stadt NRW“ hat der Sozialdienst katholischer Frauen in Sieker ein zukunftsweisendes Projekt realisieren können: Nach einem Vorbild aus Berlin-Neukölln sind seit über einem Jahr sogenannte Stadtteilmütter im Einsatz. Die sechs Frauen haben ausländische Wurzeln und sprechen neben Deutsch auch Türkisch, Kurdisch, Arabisch, Tamil oder Russisch. Alle leben schon seit vielen Jahren in Sieker und haben Kontakt zum Eva-Gahbler-Haus, dem Kinder- und Stadtteiltreff des SkF, mit seinen vielfältigen Förder- und Begegnungsangeboten.

Familien stärken, Kompetenzen vermitteln und Unterstützung im Alltag bieten – diese Ziele der SkF-Arbeit in Sieker erhalten durch die Stadtteilmütter ihre „ambulante“ Fortsetzung. Schon äußerlich sind die Frauen an ihren grünen Schals und den großen Umhängetaschen erkennbar. Sie sprechen gezielt Mütter in ihrer Muttersprache an – oder lassen sich ansprechen, auch per Handy, notfalls auch abends oder

am Wochenende. Und dies kann manchmal richtig dringend sein, wie im Fall einer kurdischen Mutter aus dem Irak, die sich verzweifelt an Stadtteilmutter Sevtap Harman wandte, weil sie ärztliche Hilfe für ihr Kind brauchte. Ohne Begleitung und sprachliche Unterstützung wäre sie hilflos geblieben, wären die unklaren Bauchschmerzen des Kindes nicht als ernsthafte Erkrankung erkannt worden.

Andere Frauen können die Stadtteilmütter dazu motivieren, einen Alphabetisierungskurs im Eva-Gahbler-Haus zu besuchen, wieder andere müssen überzeugt werden, dass es kein Makel ist, wenn ihr Kind eine besondere schulische Förderung benötigt. In einer Familie konnte ein drogenabhängiger Sechzehnjähriger an eine Suchtberatungsstelle vermittelt werden. Für Alwine Brinkmeier, die gemeinsam mit Doris Marxcord das Projekt koordiniert, haben die Stadtteilmütter einen besonderen Vorteil: „Sie kommen an Familien heran, die wir niemals erreichen würden.“ Wer in den Familien etwas zum Positiven verändern will, muss die Mutter hierfür gewinnen.

Ein Jahr lang wurden die Frauen auf ihre Aufgabe vorbereitet, erhielten anschließend eine Ernennungsurkunde. Der „Lehrplan“ umfasste Fragen zur Erziehung, Schule, Gesundheit, Ernährung, aber auch Fragen zum Ausländer- oder Sozialrecht; immerhin begleiten die Stadtteilmütter Frauen auch zur Arbeitsagentur oder zum Ausländeramt. Die Frauen erhalten für ihre Arbeit eine geringe Aufwandsentschädigung, das Programm „Soziale Stadt“ macht's möglich.

Jürgen Sauer



STADTTEILMÜTTER

Im Stadtteilmütter-Projekt des SkF Bielefeld engagieren sich (v. l.): Dalia Kacan, Sabire Akcay, Maria Müller, Gülbahar Gündüz und Sevtap Harman. (Fotos: Sauer)

Gegen Misstrauen und Ablehnung

Der Caritasverband Dortmund hilft Zuwanderern aus Bulgarien

Das Misstrauen ist auf beiden Seiten gewaltig, ich arbeite seit fast zwölf Jahren in der Integrationsarbeit, aber eine solche Ablehnungsfront habe ich noch nie erlebt.“ Frank Merkel von der Integrationsagentur der Caritas in Dortmund ist in der Nordstadt der Ruhrgebietsmetropole tätig. Und genau dort findet seit 2007 ein größer werdender Zuzug von Zuwanderern vor allem aus Bulgarien statt.

„Die meisten der bulgarischen Zuzügler kommen aus Plovdiv, aus dem Stadtteil Stolipinovo.“ Viele gehören zur Gruppe der Xoraxane-Roma, sie sind zwar bulgarische Staatsbürger, ihre Muttersprache aber ist Türkisch, und sie sind Muslime. „In Stolipinovo leben zwischen 45 000 und 50 000 Angehörige dieser Bevölkerungsgruppe in zum Teil bitterster Armut.“ Dass viele die Koffer packen und ihr Glück in der Ferne suchen, wundert Frank Merkel nicht. Und dass inzwischen um die 2500 Bulgaren, aber auch Rumänen in Dortmund leben, davon ein Großteil in der Nordstadt, auch nicht. Der türkischstämmige Bevölkerungsanteil ist dort sehr hoch, türkische Einwanderer haben Geschäfte, Büros, Vereine. Was aber die Integrationsarbeit nicht einfacher macht, denn die Zuzügler sind nun einmal auch nicht Teil dieser etablierten Zuwanderergesellschaft.

Die meisten Zuwanderer in den Dortmunder Norden kommen aus Stolipinovo, einem Stadtteil von Plovdiv in Bulgarien. (Fotos: Kraus)



„Bei vielen Zuzüglern gibt es kulturell bedingt einen großen Respekt vor dem Alter; für uns arbeitet ein älterer Herr türkischer Herkunft als Honorarkraft, mit ihm können wir Orte aufsuchen, an denen wir Bulgaren treffen“, erklärt Frank Merkel. Er hat schon manches Gespräch vermittelt. „Aber es herrscht großes Misstrauen, auch weil diese Menschen nicht daran gewöhnt sind, dass es Einrichtungen wie Integrationsagenturen gibt, die einfach nur helfen wollen.“ So beugen sich Alt- und Neubürger misstrauisch.

Das Misstrauen haben die Roma aus ihrer Heimat mitgebracht, erklärt der Traunsteiner Journalist Andreas Kraus. 2006 besuchte er Bulgarien. „Ich lernte Bulgarisch und reiste nach Plovdiv, um meine Sprachkenntnisse zu verbessern.“ Plovdiv, erzählt er, sei eine schöne Stadt – im Ortskern. Eines Abends jedoch führte ihn ein Spaziergang zufällig in den Stadtteil Stolipinovo. „Ich habe gedacht, ich wäre in einer anderen Welt gelandet.“ Plattenbauten sozialistischer Prägung, soweit das Auge reicht. „Und zwischen den Plattenbauten Blechhütten ohne Wasser, ohne Strom, ohne Kanalanschluss. Ich war schockiert, so etwas in Europa zu sehen. Das sah nicht nur wie ein Slum aus, diese Wellblechhüttsiedlungen sind Slums.“ Entsetzt über die Zustände gründete er den Verein „Freunde Stolipinovos“. Außerdem drehte er den Film „Im Ghetto – Die Roma von Stolipinovo“, der auch auf DVD erhältlich ist.

Die Plattenbauten entstanden in den 1960er- und 1970er-Jahren. Seinerzeit lebten dort Roma und Bulgaren zusammen. „Viele ältere Roma sagen, dass sich in dieser Zeit tatsächlich die Lebensbedingungen verbesserten; es gab Arbeit, es gab Bildung.“ Der große Einschnitt fand in den 80ern mit der sogenannten Bulgarisierungswelle statt, die beispielsweise die türkische Sprache im öffentlichen Raum verbot und türkischstämmige Bulgaren zwang, bulga-



rische Namen anzunehmen. Mit dem Zusammenbruch des Sozialismus brachen die alten Ressentiments wieder auf. Die Roma, vom öffentlichen Leben außerhalb Stolipinovo de facto ausgeschlossen, zogen und ziehen sich in „ihr“ Viertel zurück, aus umliegenden Städten und Dörfern flüchteten sich viele Roma ins Ghetto, während die Bulgaren Stolipinovo verlassen haben. Ursprünglich war Stolipinovo für etwa 15 000 Einwohner ausgelegt, also nur für ein Drittel der heutigen, noch immer wachsenden Bevölkerung.

Zur Ghettoisierung kommt in Stolipinovo der sogenannte Modernisierungsrückstand, wie etwa die streng patriarchalischen Strukturen. Mädchen werden früh verheiratet, bekommen früh Kinder. Doch immer mehr dieser Familien scheitern. Frauen leben dann von 45 Euro Sozialhilfe im Monat – die es aber nur für soziale Arbeiten gibt. Zum Überleben scheint da vielen Prostitution die einzige Möglichkeit zu sein. Zum anderen fehlt es an Bildung. Traditionelle Berufe sind die der Schmiede und Schlosser: „Da haben einige es geschafft,

sich über die Grenzen der Gemeinde hinaus zu etablieren“, weiß Andreas Kraus. „Auf der anderen Seite sterben traditionelle Berufe wie Kesselflicker oder Korbflechter aus.“ Die Zahl der Hochschulabsolventen schätzt er im ganzen Stadtteil auf weniger als zehn. Der Zugang zu Schulen ist schwierig. Ohne Bildung aber verschärft sich die Situation immer weiter.

Nicht nur in ihrer Heimat schlägt den Roma Misstrauen entgegen. Auch in Dortmund ist Misstrauen spürbar. 2011 kam es mit der Schließung des Dortmunder Straßenstrichs zu einem ersten großen Knall. Hatten dort zuvor mehr oder minder feste Regeln geherrscht, setzte die Ankunft der Bulgaren und Rumänen diese Regeln außer Kraft. Die Kriminalitätsrate stieg, die Stadt zog die Reißleine. Für Teile der Bevölkerung war klar: „Die“ kommen doch nur, um hier Verbrechen zu begehen, Frauen auf den Strich zu schicken, Wohnungen aufzubrechen.

Um in einem solch aufgeheizten Klima zu arbeiten, bedarf es Geduld. „Natürlich gibt

es unter den Zuwanderern auch Kriminelle, keine Frage“, sagt Frank Merkel. „Aber die meisten kommen, weil sie in ihrer Heimat ausgegrenzt werden und in einer solchen Armut leben, dass ihnen alles andere besser erscheint als ein Verbleib.“ Das gilt auch für die etwa 1 000 Rumänen, die inzwischen in Dortmund leben.

Für Frank Merkels Arbeit ist die Inhomogenität der Zuzügler ein ganz großes Problem, denn eine klar definierte Gruppe stellen sie nicht dar. Da gibt es die, die sich als Roma definieren, andere jedoch bezeichnen sich explizit als Bulgaren oder Türken. Dann sind da die rumänischen Zuzügler, die meist Christen sind und ganz andere Traditionen mitbringen als die Roma aus Bulgarien. Und die Inhomogenität der Zuwanderergruppen beschränkt sich nicht nur auf die ethnische Zugehörigkeit: So gibt es innerhalb der Gruppen zum Beispiel Männer, die nach Dortmund kommen, um etwas Geld zu verdienen, und die wieder nach Hause zurückkehren. Junge Frauen wiederum werden von ihren Familien geschickt, obschon sie gar nicht nach

Deutschland wollen. In anderen Fällen hingegen kommen ganze Familien, um zu bleiben. „Und die üblichen Integrationsansätze versagen, wenn es den Zuwanderern nicht um Integration, sondern erst einmal um Existenz geht“, erklärt Frank Merkel.

Marie-Luise Tigges ist Leiterin des Referates Integration und Migration beim Erzbistum Paderborn. „Wir schaffen den Raum zur Vernetzung nicht nur unserer Mitarbeiter untereinander, damit diese ihre Erfahrungen austauschen können. Wir arbeiten verbandsübergreifend.“ Über dieses Forum wurden Dortmund und Duisburg aufeinander aufmerksam. Beide Städte haben ganz ähnliche Zuwanderungserfahrungen, der Erfahrungsaustausch läuft gut. „Wir vom Erzbistum sind das Verbindungsglied zum Landesministerium, wir tragen die Erfahrungsberichte unserer Mitarbeiter zusammen und bringen sie in die Politik ein“, sagt Marie-Luise Tigges. „Die zu uns kommenden Menschen sind EU-Bürger. Da sie neue Herausforderungen mit sich bringen, die nicht unbedingt mit klassischen Integrationsaktivitäten zu

lösen sind, ist es wichtig, dass verbandsübergreifende Arbeitsansätze gesucht werden. Und ich bin überzeugt, dass sich dies auf jeden Fall lohnt.“ So hat eine Veranstaltung zu Neuzuwanderern aus Südosteuropa vom Arbeitsausschuss Migration der Freien Wohlfahrtspflege und der RAA-Hauptstelle mit nahezu 300 Teilnehmern dafür gesorgt, dass ein intensiver Austausch stattfand und neue Arbeitsansätze miteinander diskutiert wurden.

Aus dem umfassenden Ziel der Integration ist in Dortmund erst einmal ein pragmatischer Ansatz geworden: der Aufbau einer wechselseitigen Akzeptanz von Roma und Dortmunder Nordstadt-Bewohnern. Dabei geht die Caritas vor Ort in drei Schritten vor. Zunächst geht es darum, die Szene kennenzulernen, etwa durch Café-Besuche oder lockere Gespräche. Dann wird Hintergrundwissen an örtliche Kitas, Familienzentren und ähnliche Einrichtungen vermittelt. Als Drittes steht Netzwerkarbeit auf dem Programm. So initiierte die Caritas Dortmund beispielsweise zusammen mit der Stadterneuerung Dortmund

das Netzwerk „Roma in Dortmund“. Wie schwierig es sich gestaltet, ein solches Netzwerk zu bilden, zeigt die Tatsache, dass aus der Zuwanderergesellschaft niemand am Gespräch teilnehmen wollte: „Es gibt einfach noch keinen, der gesellschaftlich so integriert wäre, dass er oder sie als ein Bindeglied auftreten könnte“, bedauert Merkel. Seit kurzer Zeit bietet die Caritas niedrigschwellige Deutsch-Kurse an. Dafür Geld aufzubringen, ist nicht leicht. Obwohl die Kurse nicht bezuschusst werden, ist es mit Hilfe zweier Honorarkräfte dennoch gelungen, sie zu starten.

Bei der Integrationsarbeit im Norden Dortmunds arbeitet die Caritas eng mit der Diakonie zusammen. Guten Kontakt gibt es auch zu einem Kommunalpolitiker in Plovdiv, der selbst Roma ist und dessen soziale Arbeit vor Ort vom Verein „Freunde Stolipinovo“ unterstützt wird. Andreas Kraus, der die Lebensumstände, aus denen die Zuwanderer kommen, persönlich gut kennt, macht jedoch auf ein Problem aufmerksam: „Egal was wir hier in Deutschland auch tun: Zuallererst muss sich die Situation in Bulgarien verbessern.“ Nur wenn sich die Lebensbedingungen vor Ort spürbar besserten, bestehe überhaupt ein Anreiz zu bleiben.

In Stolipinovo gibt es inzwischen einen Häuserblock, der etwas weniger heruntergekommen aussieht als die anderen. Er wird „Dortmund-Block“ genannt, denn aus Dortmund kommt das Geld zur Sanierung. Dortmund ist das Synonym für Verheißung. Die Zahl der Zuzügler wird so schnell auf jeden Fall nicht zurückgehen.

Christian Lukas



Links In Stolipinovo leben zwischen 45 000 und 50 000 Roma in zum Teil bitterer Armut. (Foto: Kraus)

Rechts Caritas-Mitarbeiter Frank Merkel bemüht sich um die Integration von Zuwanderern in der Dortmunder Nordstadt rund um den Borsigplatz, auch bekannt als „Geburtsstätte“ von Borussia Dortmund. (Foto: Lukas)

Caritas in der Moschee

Werl: Caritasverband kooperiert für neue Kontaktstelle mit muslimischer Gemeinde

Jetzt stellen wir erst mal zwei Teams zusammen!“ Der Sozialpädagoge Douglas Wosnitza muss die Jungen und Mädchen nicht zweimal auffordern. Laut, aber zufrieden genießen sie ganz offensichtlich ihre Freizeit in der neuen Kontaktstelle des Caritasverbandes für den Kreis Soest in

Werl. Keine ungewöhnliche Szene für einen Freizeittreff. Ausgefallen ist nur der Ort. Die Caritas hat ihre neue Kontaktstelle West in der Werler Moschee eröffnet.

Im Untergeschoss der Fatih-Moschee hat der Caritasverband einen Jugendraum angemietet, in dem er nun an drei Nachmittagen pro Woche eine kostenlose Betreuung für Kinder zwischen sechs und 15 Jahren anbietet. Also genau für die Freizeit nach dem Besuch der offenen Ganztagschule und bis zum Abendbrot. „Eine solche Zusammenarbeit zwischen einer Moschee-Gemeinde und einem Caritasverband ist mir sonst nicht bekannt“, freut sich Thomas Becker, Vorstand des Caritasverbandes. „Die gute Kooperation mit der Moschee-Gemeinde möchten wir nicht mehr missen.“

Das dreiköpfige Team spiegelt das multi-ethnische Umfeld wider, das den Werler Westen prägt. Hier leben u. a. Familien aus

der Türkei, aus dem Kosovo, aus Angola, aus Polen und Pakistan, aus Usbekistan und Sibirien. Ihre Kinder werden von Erzieherin Jessica Blackman betreut, von den Sozialpädagogen Douglas Wosnitza und Arzu Yalcin. Während Blackman einen englischen Vater hat und Wosnitza auf indische Wurzeln baut, kommt im Umfeld der Moschee Arzu Yalcin besondere Bedeutung zu. Die junge Frau, die bei Bedarf an der Norbertschule Sprachförderung anbietet, ist interreligiöse und interkulturelle Beauftragte der Moschee-Gemeinde. Sie bietet u. a. Führungen durch das Gotteshaus an. Ihrer Dienste hat sich nun auch die Caritas verschert. Sie hilft mit, Hemmschwellen abzubauen und die neue Kontaktstelle West fest in das Umfeld zu verwurzeln.

Bereits 1984 hatte die Caritas in Werl die Kontaktstelle Nord gegründet, eine gemeindeorientierte Einrichtung mit dem Schwerpunkt der Kinder- und Jugendarbeit. „Der Bildungs- und Schulbereich hat sich seit damals sehr verändert“, erklärt Thomas Becker. So gibt es z. B. heute die Mittagsverpflegung und die Hausaufgabenbetreuung in den offenen Ganztagschulen. Hinzu kommt, dass sich das soziale Umfeld geändert hat. Viele Familien sind nach dem Wegzug der Engländer in den Werler Westen gezogen. Die Bevölkerung im Norden altert, viele Wohnungen stehen leer oder werden von Baufirmen für ihre polnischen Arbeiter angemietet.

„Kinder und Jugendliche brauchen heute andere Angebots- und Öffnungszeiten als

früher“, erklärt Becker. „Dort, wo die meisten Kinder leben und sich aufhalten, wird unsere Arbeit benötigt.“ Folglich bietet die Kontaktstelle West unter dem Motto „Ganz cool – voll cool“ als Treff für alle montags, mittwochs und samstags Sport, Spiel und Spaß, Musik, Kicker, Filme, eine Chillecke und den wichtigen Bereich „Freunde treffen“ an. Schon jetzt kommen regelmäßig etwa 16 Kinder und Jugendliche. „Jeder bringt Freunde mit“, lädt Jessica Blackman ein, die bereits im Werler Norden erfolgreiche Arbeit geleistet hat. Der Raum in der Moschee ist für jedes Kind und jeden Jugendlichen da, gleich welcher Kultur und welcher Religion: „Bei uns sind alle willkommen.“

Gabriele Dräger



Für die Kontaktstelle West der Caritas in Werl bietet der Bolzplatz der Moschee beste Voraussetzungen. Jessica Blackman, Arzu Yalcin und Douglas Wosnitza sind immer dabei.

Links Der Kicker ist sehr beliebt. Gemeinsam mit Arzu Yalcin geht es um Tore und Punkte. (Fotos: Dräger)

Sich vom Leben wieder berühren lassen

Lebens- und Trauerbegleitung im Caritasverband Paderborn

Ein Mensch stirbt, und für die, die er zurücklässt, bleibt die Welt stehen. „Es hat alles verändert. Wir mussten komplett neu anfangen, Familie, Kinder, Schule, einfach alles“, sagt Sabine G. (Name geändert). Ihr Kind verunglückte beim Spielen tödlich. Nach der Beerdigung sei sie in ein „großes Loch“ gefallen, erinnert sie sich.

Sabine G. hat den Weg zurück geschafft. Sie kann wieder arbeiten, Freunde treffen, mit ihrem Mann lachen. Dass das jemals möglich sein würde, war in den Wochen nach der Katastrophe unvorstellbar. Damals saß sie tagelang zu Hause auf dem Sofa, unfähig, die einfachsten Dinge zu tun.

Die Lebens- und Trauerbegleiterin Lydia Willemsen hat ihr geholfen, ins Leben zurückzukehren. Ihre Beratungsstelle im Caritasverband Paderborn e. V. wird von Menschen aufgesucht, die einen geliebten Menschen verloren haben: den Partner, das Kind, die Eltern, einen Freund. Zeitnah und kostenlos können Trauernde hier Beratung suchen.

Die Lebens- und Trauerbegleitung ist seit ein paar Jahren der Schwerpunkt der psychosozialen Beratung im Caritasverband Paderborn geworden. 145 Trauernde nahmen 2011 die Begleitung in Anspruch. Die Statistik zeigt, dass sie die Beratungsstelle 25- bis 50-mal in einem Zeitraum von ein bis zwei Jahren aufsuchen.

Die Einzelarbeit bildet den Schwerpunkt der Begleitung. Für die meisten Klienten ist es wichtig, über Wochen oder Monate im Gespräch ihre Trauer und ihre „neue“ Lebenssituation zu verarbeiten. Auch Sabine G. ging es so. Es dauerte, bis sie ihren Schmerz zulassen konnte. Lange Zeit konnte sie nicht einmal weinen. Dennoch kam sie immer wieder zurück. Hier war jemand, der zuhörte, eine sichere Begleitung durch die schwersten Monate ihres Lebens.

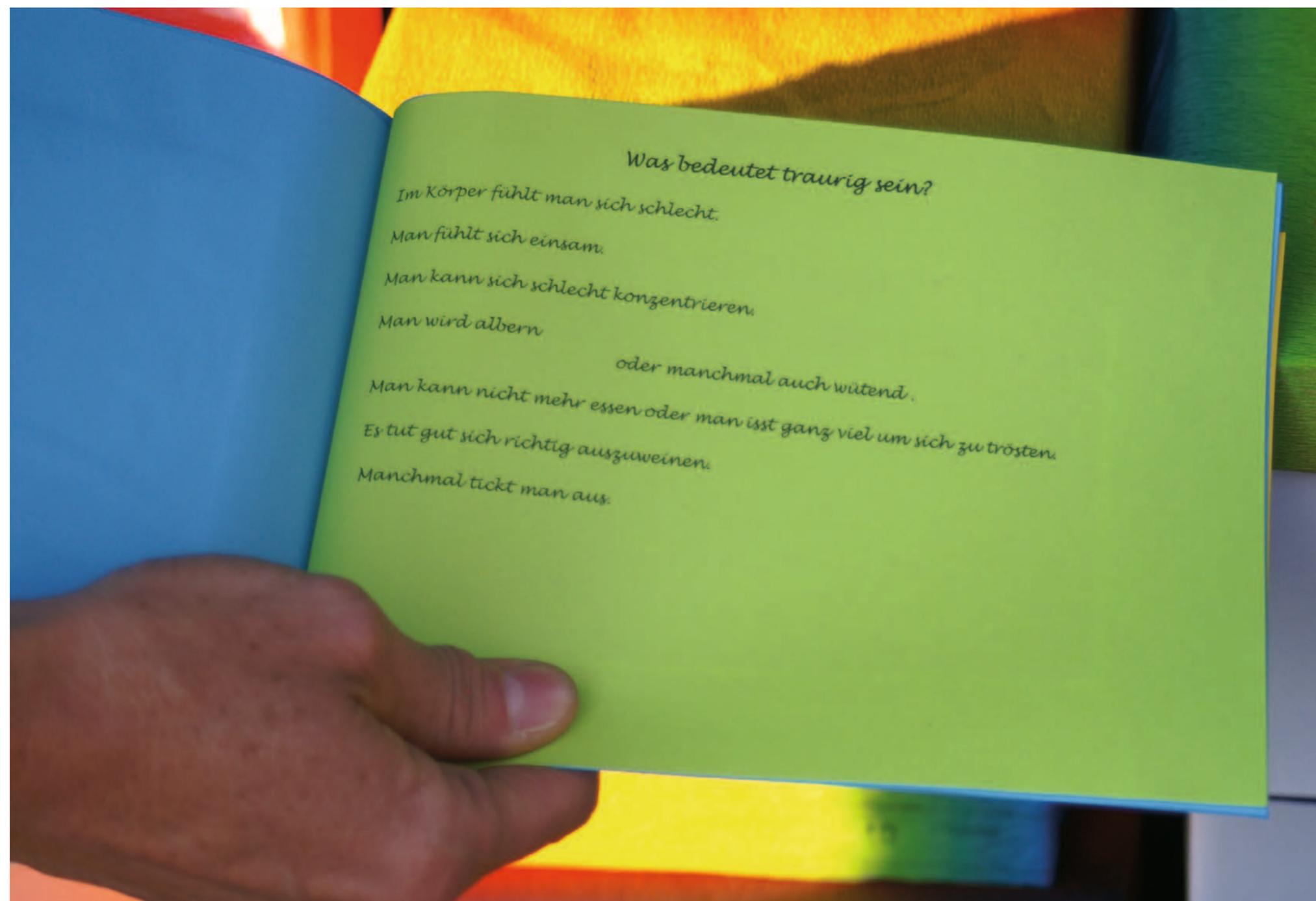
Auch wenn der Trauerprozess bei jedem Menschen anders verläuft – er muss auf jeden Fall durchlebt werden. „Trauer kann krank machen, wenn sie keinen Ausdruck findet“, sagt Lydia Willemsen. „Sie gehört zum Leben. Sie ist keine Krankheit, der man aus dem Weg gehen muss. Im Gegenteil, die Trauernden sollen wieder vom Leben berührt werden.“

Das geht nur mit einer Trauerarbeit, die ressourcenorientiert ist und Lebensfreude als Ziel ausgibt. Lydia Willemsen bringt für diese Aufgabe zusätzlich zu ihrer Ausbildung als Trauerbegleiterin langjährige Erfahrung in Beratung und eine sozialtherapeutische Ausbildung mit. Sie weiß: „Für den Trauerprozess gibt es keine Standards.“ Aber Trauernde brauchen eine sichere, verständnisvolle und kompetente Begleitung.

Die Trauergruppen, die Lydia Willemsen im Laufe der Zeit aufgebaut hat, erleichtern diese Arbeit. Auch Sabine G. wurde Mitglied der Gruppe für verwaiste Mütter: zehn Mütter, die ein Kind verloren hatten. Mittlerweile ist aus der Gruppe eine lockere Freundschaft geworden. Manchmal treffen sich die Frauen noch im Café. Noch immer fließen Tränen. Doch das Leben hat die Frauen wieder.

Von solchen Erfahrungen zu hören, überzeugt gerade die Menschen, die selbst Ungewöhnliches erlebt haben. So erging es der Bergsteigerin Helga Hengge, die bei einem Vortrag zugunsten der Beratungsstelle auftrat. Es handelte sich um einen von zwölf Gastvorträgen, mit denen Lydia Willemsen seit 2009 versucht, dem Tabuthema Trauer eine öffentliche Plattform zu geben. Als die beiden Frauen nach dem Vortrag ins Gespräch kamen, war die Mount-Everest-Bewiegerin Hengge tief bewegt – und stellte ihr Honorar spontan für die Lebens- und Trauerbegleitung zur Verfügung.

Karl-Martin Flüter



Was bedeutet traurig sein? – Ein Text aus der Regenbogenkinder-Gruppe. (Foto: Flüter)



Die fünf Säulen der Lebens- und Trauerbegleitung

Die Lebens- und Trauerbegleitung im Caritasverband Paderborn stützt sich auf fünf Säulen:

1. Einzel- und Gruppenarbeit mit Trauernden
2. Spirituelle Begleitung: Zu Weihnachten und Ostern feiert Pfarrer Ullrich Auffenberg mit den Trauernden stets gut besuchte Gottesdienste.
3. Öffentlichkeitsarbeit: Vorträge und Lesungen mit namhaften Referenten zu verschiedenen Themen (Kindertrauer, Suizid, Trauer um ein Kind etc.)
4. Vorträge in Gemeinden, vor Sponsoren und in Vereinen
5. Kooperation mit der Theaterpädagogik im Theater Paderborn



Regenbogenkinder

Lebensfreude und Trauer liegen nah beieinander

Wenn ein Todesfall eine Familie trifft, sind Kinder ganz besonders betroffen. „Kinder versuchen, die Normalität wiederherzustellen“, sagt Lydia Willemsen. „Sie fühlen sich für die Eltern verantwortlich und zeigen ihre Trauer nicht, um sie nicht noch trauriger zu machen.“

Weil die Lebens- und Trauerbegleiterin Lydia Willemsen diese besondere Situation der Kinder immer wieder erlebte, gründete sie 2007 zusammen mit Marlene Schwander von der Erziehungsberatungsstelle des Caritasverbandes die Regenbogenkinder-Gruppe für trauernde Kinder im Alter von acht bis zwölf Jahren.

In dieser Gruppe, die jeweils über ein Jahr läuft, können Kinder ihre Trauer altersgemäß ausleben. „Bei Kindern liegen Lebensfreude und Trauer nah beieinander“, sagt Lydia Willemsen. „Sie bewerten ihre Gefühle nicht, sie zeigen sie unmittelbar.“

Kinder finden einen eigenen Weg, den Verstorbenen in ihr Leben zu integrieren. Vor allem müssen sie sich ausdrücken. Malen, Gestalten, Geschichtenvorlesen oder Arbeiten mit Ton gehören deshalb zum Gruppenprogramm. Zusätzlich besuchen die Kinder Theaterworkshops, Fußballspiele des SC Paderborn oder erleben ei-

nen Tag in der Natur mit dem ehemaligen Zehnkampf-Weltrekordler Kurt Bendlin.

Im Laufe der Zeit kamen weitere Gruppen hinzu: die für verwaiste Mütter und für verwaiste Väter und die Seelenvögel-Gruppe für trauernde Jugendliche zwischen 13 und 16 Jahren, die von Lydia Willemsen und Gabriele Leifeld geleitet wird.

Dieser Altersgruppe fällt der spontane und intuitive Umgang mit der Trauer schwer. „Es gilt als uncool, sich unter Gleichaltrigen zu öffnen“, sagt Lydia Willemsen. Der alles überschattende Verlust fällt in die

kritische Zeit, in der sich die Jugendlichen von der Familie abnabeln und trotzdem ihre Eltern zur Orientierung brauchen.

Aber auch bei den „Seelenvögeln“ wirkt dieselbe Gruppendynamik. In dem geschützten Umfeld finden die Gruppenmitglieder vor allem eines: Verständnis. In der Außenwelt blocken selbst enge Freunde oder Verwandte irgendwann ab, weil sie sich überlastet fühlen. Trauernde fühlen sich deshalb oft unverstanden und isoliert.

Karl-Martin Flüter

Ein Tag in der Natur mit Kurt Bendlin: Das Outdoor-training mit dem ehemaligen Zehnkampf-Weltrekordler besuchen sonst Manager. Für die Kinder nimmt sich der Sportlehrer gerne Zeit. In der Bildmitte die Lebens- und Trauerbegleiterin Lydia Willemsen (6. v. l.) und Marlene Schwander (5. v. l.), die Leiterinnen der Regenbogenkinder-Gruppe. (Foto: Flüter)

Eigene Grenzen austesten

Jugendliche Bewohner des Strüverhofes in Hamm pilgerten auf dem Jakobsweg

Eine steife Brise pfeift um den Turm der St.-Michaels-Kirche im Herzen von Brakel. Über dem Wetterhahn hoch droben am Gotteshaus haben sich regenschwangere Wolken zusammengebraut. Der Blick auf das Thermometer lässt frösteln: sieben Grad Celsius. Ein Apriltag also, an dem sich niemand gerne, geschweige denn freiwillig vor die Haustür wagt – oder? Aufgeregtes Gekicher im Kanon mit Geklapper von Wanderstöcken dringt ans Ohr. In den Blick fallen zuerst die neonfarbenen Warnwesten, erst danach der symbolträchtige Halsschmuck dieser bunten Frauengruppe: große weiße Muscheln an schlichten schwarzen Kordeln. Der Saisonauftakt für Pfarrer Willi Koch beginnt in diesem Jahr früh: Am 2. April begrüßt Pfarrer Koch in dieser Saison die erste große Gruppe von Pionieren mit dem Pilgerstock, die einen Teil des ostwestfälischen Jakobswegs gehen will.

Die 15 Frauen nehmen in den vordersten Kirchenbänken Platz, was gar nicht so einfach ist mit den dicken Rucksäcken auf dem Rücken. Ein ungewohntes Gefühl, all das mit sich herumzutragen, was in den kommenden drei Tagen gebraucht wird. Drei Tage soll die Pilgerreise von Brakel über Bad Driburg und Paderborn bis nach Salzkotten dauern. Dafür haben sich die 15 Mädchen vom Strüverhof entschieden, der Außenstelle des Dortmunder St. Vincenz Jugendhilfe-Zentrums e. V. in Hamm-Allen. Sie wollen den Weg wagen. „Es einfach ausprobieren“, sagt Annette Ebel, pilgererfahrene Psychologin am Strüverhof.

Es ist eine Kraft-, aber vor allem eine Mutprobe. „Wandern war ich schon mal“, sagt die 15-jährige Yessica: „Aber pilgern? Nee, das habe ich noch nie gemacht.“ Yessica ist eines der 14 Mädchen vom Strüverhof. Die elf- bis 17-jährigen Mädels sind freiwillig mit Rucksack

verloren. Am Strüverhof sollen Struktur und Orientierung in den mitunter so wirr erscheinenden Alltag zurückkehren. Manche der Mädchen haben Gewalt- und Missbrauchserfahrungen gemacht. Im Strüverhof erfahren sie Begleitung und erleben einen Schutz- und Schonraum, in dem sie ihren Ängsten und Sorgen nicht nur begegnen, sondern sie auch überwinden können. Ein Ort, wo langfristige Perspektiven aufgezeigt werden. Ein Ort, wo das Leben neu erlernt werden kann. Ein kraftzehrendes Unterfangen, das nur Schritt für Schritt erfolgen kann. Um Tausende von Schritten geht es auch auf der Pilgerschaft. Und auch um den Ballast, den jedes Mädchen mit-schleppen muss.



und Jakobs- Muschel angetreten. „Die Teilnahme stand allen Mädchen frei“, betont Einrichtungsleiterin Irmgard Wiek. Natürlich gehe es bei dem Pilgerprogramm darum, Spaß und Freude zu haben. Aber auch: „Die eigenen Grenzen zu spüren und darüber hinauszugehen“, erklärt die 55-jährige Sozialpädagogin.

Grenzerfahrungen haben die Mädchen gemacht. Durch manche Grenzüberschreitung haben sie Halt und Sitz in der Welt

Links Aufwärmübungen für den Pilgerweg

Rechts Ein Pilgerabzeichen für das Gruppengefühl





Die 17-jährige Coco wuchtet ihren Rucksack von den Schultern. „Vieles habe ich mir zusammengeliehen“, sagt Coco, wie den Rucksack oder die Regenjacke. „Acht Kilo wiegt der jetzt“, grinst Coco verschmitzt. „Auf der Hinfahrt waren es noch ein paar mehr“, lacht die Psychologin Annette Ebel. Lockenstab, Föhn und Kosmetik-Artikel hat Coco doch lieber im Bulli gelassen. „Das wollte ich nicht mit rumschleppen, wenn ich das Ganze doch nicht brauche“, meint Coco. Nur die „Kaugummi zum Chillen“ und die Kopfhörer für den MP3-Player sind die letzte Luxus-Last für unterwegs. Eine weise Entscheidung im Vorfeld. Immerhin liegen am ersten Tag 16 Kilometer Wegstrecke vor der Gruppe.

Die Gezeit? Die Leiterin des Strüverhofes wiegt den Kopf hin und her: „Acht Stunden“, schätzt Irmgard Wiek. „Wir laufen immer der Muschel nach.“

Die Muschel war bereits weit vor Pilgerbeginn Thema im Strüverhof. Der Fußmarsch will gut vorbereitet sein. „Es gab einen Infoabend“, erklärt Psychologin Annette Ebel. Die 50-Jährige präsentierte die „10 Geh-Bote des Pilgers“. Die lauten auf den Punkt gebracht: Geh – nur darum geht es. Geh langsam – ohne sportlichen Leistungsdruck. Geh leicht – nur mit dem Nötigsten. Geh einfach – Einfachheit begünstigt neue Erfahrungen. Geh alleine – um besser in dich und danach auf andere

zuzugehen. Geh lange – auf die Schnelle wirst du nichts kapieren. Geh achtsam – so kannst du den Weg annehmen, wie er ist. Geh dankbar – auch Mühsale haben ihren tieferen Sinn. Geh weiter – trotz Krisen. Geh mit dir – und den anderen achtsam um. Ein Regelwerk, das nicht nur für das Pilgern zählt, sondern auch für einen ausbalancierten Lebensweg mit sich und anderen. „Wir gehen los als Mensch“, sagt Psychologin Ebel.

Unterwegs sind die Mädchen mit den Pädagogen sowie zwei Müttern. Auch das ist eine Premiere. „Ich hoffe, dass ich auf dem Weg einen besseren Kontakt zu meiner Tochter bekomme“, sagt Claudia, die

Mutter von Yessica. Den „Kerkeling“ hat sie gelesen. Allerdings geht es der 49-Jährigen nicht darum, „weg zu sein“, sondern sich anzunähern. „Darum, auf sich selbst zu schauen und die Seele zu spüren“, erklärt Claudia. Dann schwenkt ihr Blick zur Seite: „Und darum, neue Menschen kennenzulernen.“ Neben Claudia steht Ina. Auch Ina ist die Mutter eines der Mädchen und hält die Nordic-Walking-Stöcke fest gepackt. Die Gruppe ist in Aufbruchstimmung.

Auch für einen gewollten Bruch im Alltag hat das Strüverhof-Team die Pilgerschaft organisiert. „Die Mädchen gehen aus ihrem normalen Setting heraus“, sagt

Psychologin Annette Ebel. Fernab von Gruppen- und Schulalltag und getakteten Gesprächen können sich auf der Pilgerschaft Begegnungen ergeben. „Dabei sind Respekt und Achtsamkeit im Miteinander gefragt“, weiß Annette Ebel: „Da ist jeder in der Runde gleichermaßen gefordert.“

Und haben sie es geschafft? Einrichtungsleiterin Irmgard Wiek lacht im Rückblick auf den Pilgerweg: „Einige Blasenpflaster haben wir schon gebraucht.“ Aber die Gruppe hat ihre Route geschafft. Eine Etappe legte die Gruppe zwar mit dem Bulli zurück, gibt Wiek freimütig zu. Egal, lieber zitiert sie die Einträge der Mädels aus dem Pilgertagebuch: „Supercool!“

„Danke für diese Wahnsinnserfahrung. Eine Erfahrung, die nicht jeder macht. Trotz Schmerz hat es viel Spaß gemacht.“

Sandra Wamers

Seite an Seite: Auch zwei Mutter-Tochter-Duette machten sich auf den Pilgerweg. (Fotos: Wamers)

Damit das Lächeln zurückkehrt

Entwicklungspsychologische Beratung beim SkF Paderborn

Die „Entwicklungspsychologische Beratung“ beim Sozialdienst katholischer Frauen (SkF) Paderborn hilft Eltern von Säuglingen und Kleinkindern beim Start in den ersten Lebensabschnitt. Die Beratungsmethode ist erstaunlich erfolgreich.

Ein Kind zu bekommen, gehört zu den intensivsten Erfahrungen im Leben. Aber es ist auch eine der größten Herausforderungen: Eltern, die übernächtigt und verunsichert sind, Babys, die nächtelang schreien. In der modernen Kleinfamilie sind die Eltern oft auf sich allein gestellt, anders als noch vor ein, zwei Generationen, als immer eine Großmutter, eine Tante oder Schwester das Kind für einige Stunden nehmen konnte und Rat wusste.

Bei Sorgen und Fragen ist heute eine Frau wie Karin Storm gefragt. Die Diplom-Sozialpädagogin und Kinderkrankenschwester arbeitet in der Schwangerschaftsberatung des SkF Paderborn. Sie weiß: Wenn im Umgang mit dem Baby Probleme auftreten, können die Ursachen auch in tief verwurzelten Verhaltensweisen der Eltern liegen.

Diese Einstellungen zu verändern, ist nicht leicht. Und doch sind Veränderungen möglich, manchmal sogar verhältnismäßig schnell. Seit etwa einem Jahr erlebt Karin Storm das immer wieder. Nach einer Ausbildung zur Entwicklungspsychologischen Beraterin (EPB) begann sie 2011 beim SkF Paderborn mit den ersten Beratungen.

Entwicklungspsychologische Beratung (EPB)

Die EPB will Eltern dabei unterstützen, ihr Baby besser kennenzulernen und das Verhalten des Kleinkindes zu verstehen. Ziel ist eine positive und freudvolle Beziehung, die auch im Alltag funktioniert.

Die EPB lenkt die Aufmerksamkeit auf die Signale, die jedes Kleinkind sendet. Sie müssen von den Eltern richtig gedeutet werden, damit sie angemessen auf das Kind reagieren können. Das ist die Voraussetzung für eine sichere Bindung zwischen Eltern und Kind, in der sich das Baby geborgen fühlt.

Feinfühligkeitsweisen sind beispielsweise Blickkontakt, verbalisierte Gefühle, zugewandte Körperhaltung oder ein offener, fröhlicher Gesichtsausdruck. Schweigen, Wegschauen oder körperliche Distanz erschweren die Bindung. Das gilt auch für pseudo-feinfühligkeitsweisen wie Hänkeln oder abrupte Kommunikations- oder Spielunterbrechungen. Am unteren Ende der Verhaltensskala stehen Misshandlungen wie Anschreien, Bedrohen, Schütteln oder Schlagen.



Seitdem hat sie festgestellt, dass Mütter und Väter schon nach wenigen Beratungsterminen ihr Bindungsverhalten zum Kind eindeutig verbessern.

Das gelingt, weil die „Entwicklungspsychologische Beratung“ auf allgemeinschliche Faktoren setzt: positives, lösungsorientiertes Denken, Intuition, Anschaulichkeit und Emotion. Im Zentrum der Arbeit steht eine etwa zehnminütige Videosequenz, die den Umgang der Mutter oder des Vaters mit dem Baby dokumentiert. „Ich baue die Kamera auf und gehe während der Aufnahme aus dem Zimmer“, sagt Karin Storm, „der Prozess zwischen Kind und Erwachsenen soll so ungestört wie möglich bleiben.“ Diese zehn Minuten wird sie später immer wieder ansehen und studieren, bis sie das spezielle Thema der individuellen Beziehung herausarbeiten kann.

Immer geht es dabei um Bindung, sicheres oder unsicheres, ambivalentes oder desorientierendes Bindungsverhalten. Schaut die Mutter ihr Kind liebevoll an, oder guckt sie weg? Schweigt sie, oder redet sie mit dem Kind, antwortet sie mit mimischen Reaktionen, oder wirkt ihr Gesicht unbeteiligt? Lächelt sie das Baby an? Das sind einige der oft kleinen Hinweise, die Auskunft geben über die Intensität und Art der Beziehung.

Dann beginnt die Suche nach dem speziellen Bild im Video, das das Thema auf den Punkt bringt. Die sehr aufwendige Suche kann dauern, aber am Ende findet Karin

Storm immer die Sekunde, die beispielhaft für das Verhalten zwischen Eltern und Kind ist.

Beim folgenden Beratungstermin geht es vor allem um dieses Foto. Es ist der wichtigste Impulsgeber für den beabsichtigten Veränderungsprozess. Die „Entwicklungspsychologische Beratung“ lässt die Eltern sprichwörtlich am eigenen Vorbild abgucken, wie sie ihr Kind gut behandeln können. Sie lernen nicht an fremden Vorbildern, sondern am eigenen Modell. Deshalb sind die Gespräche immer am positiven Beispiel und an einer Lösung orientiert. „Ich will mit dem Bild auf die Stärken von Mutter oder Vater hinweisen und zeigen, wie sie noch besser, angemessener auf das Verhalten ihres Kindes reagieren können“, sagt Karin Storm. Die Eltern sollen erkennen, dass sie das Potenzial haben, „gute“ Eltern zu sein.

Dieses Bewusstmachen eigener Ressourcen wirkt Wunder. Die „Entwicklungspsychologische Beratung“ ist eine schnelle und effiziente Beratung. „Die Erfahrung nicht nur in meiner Praxis zeigt, dass in der Regel schon fünf Termine ausreichen, um die Situation nachhaltig zu verbessern“, sagt Karin Storm. Das Vertrauen, das die „Entwicklungspsychologische Beratung“ in die Eltern setzt, zahlt sich am Ende aus: weil sie einen Weg eröffnet, der vorher nicht zu sehen war.

Karl-Martin Flüter

Oben Karin Storm setzt seit 2011 die „Entwicklungspsychologische Beratung“ (EPB) bei ihrer Arbeit im SkF Paderborn ein.

Links Die Kamera spielt eine wichtige Rolle während der Beratung. (Fotos: Flüter)

Kontakt

Karin Storm
SkF Paderborn
Telefon 05251 1219613
storm@skf-paderborn.de
www.skf-paderborn.de

Ausweg aus Scham und Unsicherheit

Der Kreuzbund hilft Suchtkranken und ihren Angehörigen

Die Atmosphäre im Gruppenraum des Pfarrheimes St. Franziskus Xaverius im Dortmunder Vorort Barop ist entspannt. Einige Frauen mittleren Alters sitzen in dem schlicht eingerichteten Souterrainraum zusammen, unterhalten sich, lachen, eine trinkt ihre Cola, eine andere öffnet gerade eine Flasche Apfelschorle. Dass ihr Zusammentreffen einen ernsten Hintergrund hat, erschließt sich auf den ersten Blick nicht. Sie alle verbindet ein Schicksal: Sie sind Angehörige eines Suchtkranken und besuchen den Angehörigengesprächskreis des Kreuzbundes.

„Der Kreuzbund bietet Suchtkranken und Angehörigen Hilfe.“ So steht es auf der Website des Bundesverbandes der Selbsthilfe- und Helfergemeinschaft kurz und prägnant zu lesen. „Jeder Mensch, der suchtgefährdet oder abhängig ist oder den die Sucht seines Partners oder eines Familienmitglieds belastet, ist beim Kreuzbund herzlich willkommen.“ So weit das geschriebene Wort. Doch das Wort ist geduldig. Elisabeth Keller weiß dies aus eigener Erfahrung nur zu gut. Sie leitet die Gruppe in Barop und ist Arbeitsbereichsleiterin im Diözesanverband Paderborn für Angehörige. Im Oktober 1990 führte sie ihr Weg erstmals zu einem Gruppenabend des Kreuzbundes. „Ich bin Angehörige eines Alkoholikers“, sagt sie. Ihr Mann ist seit mehr als 20 Jahren trocken – „zufrieden trocken“, wie man im Fachjargon sagt. Aber wer einmal an Alkoholismus erkrankt ist, bleibt ein Leben lang gefährdet, auch wenn 22 Jahre seit dem letzten Glas vergangen sein mögen.

Für Elisabeth Keller war der erste Besuch einer Kreuzbundgruppe eine Überwindung. Sich zu äußern, fiel ihr sehr schwer, aber sie fühlte sich körperlich und seelisch überlastet und erhoffte für sich Hilfe. Dass sie heute offen für die Arbeit des Kreuzbundes in der Öffentlichkeit eintritt, ist nicht selbstverständlich. „Am Anfang

stehen Scham und Unsicherheit“, erinnert sie sich. Niemand wird über Nacht Alkoholiker. Es ist ein sich über Jahre hinziehender Prozess. Viele Faktoren können zur Abhängigkeit führen. Stress im Beruf beispielsweise. „Als ich die ersten Anzeichen erkannte, habe ich sie noch ignoriert“, bekennt Elisabeth Keller. Betroffene entwickeln erstaunliche Mechanismen, ihre Sucht vor sich selbst herunterzuspielen und vor anderen zu verstecken.

Doch irgendwann wurde der Alkoholkonsum immer größer, ein Leidensweg begann. „Niemand gibt gerne zu, suchtkrank zu sein. Zu Beginn ist es schwer, die Krankheit zu akzeptieren. Sucht trägt innerhalb der Gesellschaft den Makel der Schwäche für den Betroffenen und den der Scham für die Angehörigen.“ Elisabeth Keller weiß: „Es ist gut, eine Anlaufstelle zu finden, wo sich Menschen treffen, die nicht mit dem Finger auf einen zeigen, die gemeinsam in einem Boot sitzen und den Betroffenen und Angehörigen annehmen und ermutigen.“

Helfen. Das ist heute für die Dortmunderin mehr als nur ein Wort. „Ich habe Hilfe im Kreuzbund erfahren, aus diesem Grunde arbeite ich aktiv im Kreuzbund mit.“ Aus Dankbarkeit, sagt sie. „Ich wollte nicht nur nehmen, ich will auch geben.“ Daher versucht sie heute, Angehörigen von Suchtkranken Wege aufzuzeigen, mit der Sucht des Partners, der Eltern, des Kindes im Alltag, im Familienleben umzugehen und „die ganz persönlich gewonnenen Erkenntnisse weiterzugeben“. Dies geschieht in einem geschützten Raum unter Schweigepflicht – durch Gespräche, Zuhören und Verstehen. Es ist nicht selbstverständlich, dass sich, wie beim Redaktionsbesuch in Dortmund geschehen, Angehörige freiwillig zu einem Fototermin zusammenfinden und offensiv auftreten. Öffentlichkeitsarbeit sei wichtig, „damit der Kreuzbund und unsere Angebote in der Suchtselbsthilfe

bekannter werden und betroffene Menschen unser Gruppenangebot wahrnehmen und annehmen“.

Für Betroffene, die Hilfe suchen, ist Vertrauen wichtig, vor allem auch in der Angehörigenarbeit: „Wichtig ist, dass Angehörige in ihrer Not wissen, dass der Kreuzbund Angehörigengesprächskreise anbietet. In angstfreier und vertraulicher Atmosphäre reden die Angehörigen über die sehr belastenden Situationen, ihre Erlebnisse und Erfahrungen.“

Der Kreuzbund in Dortmund gehört zum Kreuzbund e. V. – Diözesanverband Paderborn. Der Dortmunder Kreuzbund bietet neben dem Angehörigengesprächskreis die Möglichkeit zum Zusammenkommen in einer gemischten Gruppe von Angehörigen und Suchtkranken an.

Einen Königsweg zur Überwindung der Sucht oder um als Angehöriger mit der Sucht eines Partners umgehen zu können, gibt es nicht, weiß auch Marianne Holthaus, Suchtreferentin bei der Bundesgeschäftsstelle des Kreuzbundes in Hamm: „Aufgrund der unterschiedlichen persönlichen Lebenssituationen gibt es verschiedene Möglichkeiten der Bewältigung einer Abhängigkeitserkrankung.“ Bei den unterstützenden Maßnahmen sei es wichtig, das persönliche Umfeld der Betroffenen zu berücksichtigen. Eine Suchterkrankung hat zum Beispiel auf einen Familienvater andere Auswirkungen als auf einen Single, sowohl hinsichtlich der Belastungen als auch hinsichtlich des Gesundungsprozesses. Auch die Art der Suchtmittel und der Konsumformen unterscheidet sich.

Aus diesem Grund gibt es verschiedene Arbeitsbereiche im Kreuzbund. Ehrenamtlich tätige Mitarbeiter wie Elisabeth Keller werden regelmäßig fortgebildet und geschult. In den Arbeitsbereichen wird differenziert nach Frauen und Män-



nern, Senioren und jungen Menschen oder auch die Frage nach der „Familie als System“ gestellt: Familien leiden unter der Sucht – wie kann das System Familie damit umgehen? „Gerade der Altersaspekt ist nicht zu unterschätzen“, erläutert Marianne Holthaus. „Junge Menschen haben andere Konsumformen und Lebenswelten als Ältere. Manchmal wollen sie nur auf eines ihrer Suchtmittel, etwa Alkohol, verzichten, weil sie ein anderes, zum Beispiel Cannabis, für sich nicht als Suchtmittel erleben. Da braucht es einen ganz anderen Zugang zur Thematik als bei Familien oder Senioren.“

Und doch gibt es bei alledem Gemeinsamkeiten, denn ob Jung oder Alt, ob Suchtkrank oder Angehöriger: Alle Betroffenen, ob Suchtkrank oder Angehöriger, leiden auf die eine oder andere Weise. Was sie letztlich verbindet, ist die Orientierungslosigkeit. Um diese Orientierung wiederzufinden, gilt es, die Identität in mehreren beeinträchtigten Bereichen zu stabilisieren. Dazu gehören etwa die körperliche Gesundheit, die berufliche Integration, die Regulierung eventueller Schulden, die Suche nach Sinn und Werten sowie die Pflege von menschlichen Beziehungen.

Lang ist der Weg, den ein Mensch gehen muss, um seinen Halt wiederzuerlangen. Bis ein Mensch nachhaltig gefestigt ist, so eine Faustregel, können ohne Weiteres fünf Jahre ins Land gehen. Auf diesem Weg bietet die Gruppe vor Ort Schutz, einen Raum fürs offene Gespräch. Sie fördert das Verständnis für die Suchterkrankung und die damit einhergehende familiäre Beziehungsdynamik.

Diese Leitlinien gelten für alle Kreuzbundgruppen bundesweit, von denen es nicht weniger als 1464 gibt. Dazu kommen noch etwa 200 Gesprächskreise, die sich themenspezifisch 14-täglich oder monatlich zusammenfinden. Insgesamt hat der Kreuzbund bundesweit etwa 14.000 Mitglieder, suchtkranke Menschen und Angehörige. Etwa 12.000 Menschen besuchen die Gruppen des Kreuzbundes regelmäßig, ohne Kreuzbundmitglied zu sein. Für eine Gruppe wie die in Dortmund-Barop heißt das, dass sich unterschiedliche Kreise im Gemeindehaus zusammenfinden: Es gibt einen Kreis nur für Angehörige und eine gemischte Gruppe, zu denen Betroffene, Suchtkranke und Angehörige, kommen können. Das Angebot des Kreuzbundes ist niederschwellig – jeder ist willkommen.

Niemand wird gezwungen, sich sofort zu offenbaren. Vertrauensbildung ist mehr als nur ein Wort. „Wir reden miteinander, wir hören einander zu und bieten Hilfe zur Selbsthilfe. Unser Partner ist zum Beispiel die Caritas, aber auch andere Beratungsstellen“, weiß Elisabeth Keller. Einzig irritiert die Dortmunderin, dass der Kreuzbund in der Öffentlichkeit vergleichsweise unbekannt ist.

Christian Lukas

Elisabeth Keller (im roten Jackett) und der Angehörigenkreis des Kreuzbundes in Dortmund (Foto: Lukas)

Caritasverband
für das Erzbistum
Paderborn e.V.

